

# Ein schmählicher Vorgang

Die Ausgabe der Werke Martin Bubers steht vor dem Aus. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft will sie nicht mehr fördern.

Von Aleida Assmann

Wir haben uns daran gewöhnt, Wissenschaftsjahre zu feiern und sie mit hohem Öffentlichkeitsaufwand zu inszenieren. Jeder weiß mittlerweile, dass 2008 das Jahr der Mathematik ist. Nicht ganz so viele wissen, dass 2008 auch das Jahr der deutsch-israelischen Wissenschaft und Technologie ist. Noch niemand weiß, das es auch das Jahr ist, in dem die auf einundzwanzig Bände angelegte Martin Buber Werk-Ausgabe, ein Herzstück deutsch-israelischer Wissenschaftskooperation, von den Geldgebern fallengelassen und abrupt abgebrochen wurde.

Die Probleme der Ausgabe begannen 1999, als die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften beschloss, diese wichtige Aufgabe nicht zu der ihren zu machen. Volker Gerhard, langjähriger Vizepräsident der Akademie und Verantwortlicher für sogenannte Langzeitprojekte, hat sich dazu in klaren Worten geäußert: „Das war ein schwarzer Tag für diese Akademie, weil sie es damals versäumte, ihren von Bund und Ländern geförderten Langzeitvorhaben ein kulturpolitisches Glanzlicht hinzuzufügen, das, wie schon ein Blinder hätte sehen können, nicht nur wissenschaftlich und kulturpolitisch vorrangig ist, sondern auch eine historische Pflichtaufgabe der deutschen Philosophie, Theologie und Religionswissenschaft darstellt.“

2008 hat nun auch die DFG entschieden, die Finanzierung der Ausgabe ein-

zustellen. Damit steht dieses prestigeträchtige Projekt vor dem Aus. Ab 15. Oktober wird die Arbeitsstelle nicht mehr finanziert, von der aus die vielen internationalen Mitarbeiter, die sämtlich ehrenamtlich tätig sind, koordiniert und mit Materialien und den notwendigen editorischen Dienstleistungen in ihrer Arbeit unterstützt werden. Diese Dienststelle besteht keineswegs aus einem großen Organisationsteam, sondern nur aus einer einzigen kundigen und hoch engagierten Person, die das Projekt in Form und Gang hält. Für diese Stelle aber fehlen nun die Mittel, was bedeutet, dass die Arbeit an der Ausgabe nach vier Bänden (drei weitere stehen unmittelbar vor dem Erscheinen) eingestellt werden muss.

Mit dieser Situation möchte man sich nicht so leicht abfinden. Bubers Werk, das in den fünfziger und sechziger Jahren im Zentrum der Diskussion stand, gilt es heute wiederzuentdecken. Eine neue Auseinandersetzung mit seinen Schriften ist überfällig, und sie kann nur auf der wissenschaftlichen Grundlage dieser ersten vollständigen und kommentierten Ausgabe erfolgen, die seit 2001 im Güterloher Verlagshaus erscheint.

Buber war kein hermetischer Systembildner, sondern ein origineller und originärer Denker von zeiterüberdauerndem Anregungspotential. Die Impulse seines Denkens haben in eine Vielzahl von Disziplinen ausstrahlt, darunter Bibelwissenschaft, Hermeneutik, Literaturkritik, Pädagogik, Philosophie, Politik, Psychologie, Religionswissenschaft und Soziologie. Er war ein begnadeter Brückenbauer nicht nur zwischen den Disziplinen sondern auch zwischen den Kulturen; er hat wichtige Beiträge geleistet im Dialog zwischen Christentum und Judentum, deutscher und jüdischer Kultur, der Welt der Israelis und der Palästinenser. Die stille Hinnahme des Abbruchs dieses Projekts – das wäre in der Tat ein schwarzer Tag für uns alle.

Aleida Assmann lehrt Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft in Konstanz.



Die Pose des Verlierers, die Napoleon auf dem Bild von Paul Delaroche aus dem Jahr 1848 einnahm, behielt er nicht lange bei. Hier hat er gerade die Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris erhalten, man schrieb den 31. März 1814. Die Unzufriedenheit in Frankreich angesichts der monarchistischen Restauration unter Ludwig XVIII. gab ihm bald neuen Auftrieb; Elba, sein erster Verbannungsort, wurde dem einstigen Beherrscher Europas dann doch zu eng. Knapp ein Jahr später kehrte er aufs französische Festland zurück, als Triumphtor begrüßt. Nun begann die Episode der „Hundert Tage“.

Foto Musée de l'Armée, Paris

Zeitdiagnostik

## Auf Speed

Warum hat man immer weniger Zeit? Obwohl doch Geschirrspüler, Hochgeschwindigkeitscomputer und viele andere Zeitsparmaschinen rund um die Uhr zu Diensten sind? An den Hausfrauen hat man einst angeblich herausgefunden, dass die Zeitersparnis durch die Maschinen von der Zeit aufgefressen wird, die es braucht, um sie zu begreifen, zu reparieren, zu betreten. Wie der vermeintliche Zeitgewinn im spätmodernen Beschleunigungsrausch auch auf anderen Gebieten zum tatsächlichen Selbstverlust wird, war vor kurzem – wir berichten ohne Beschleunigungsrausch – das Thema eines Symposiums an der Universität Hamburg.

Dass der Teufel seine Hand am Schwungrad hat, ahnte schon Goethe, der die Hetze seiner Zeit „veloziferisch“ nannte. Uns hingegen erscheint das Weimarer Postkutschentempo als eher gemächlich, aber ebendiese Postkutschen verdoppelten damals ihre Geschwindigkeit auf immerhin zehn Kilometer pro Stunde dank besserer Straßen und häufigeren Pferdewechsels. Die weitere Temposteigerung vom Takt der Dampfmaschinen bis zum elektronischen Puls des digitalen Zeitalters ist nichts als eine Folge des von da an stetig wachsenden Zeithungers.

Mit dieser kühnen These stellte Hartmut Rosa (Jena) die gängige Ansicht, dass es die Technik ist, die die Geschwindigkeitssucht gebiert, auf den Kopf. Die Wettbewerbslogik des sich entfaltenden Kapitalismus brachte die Fortbewegung, die Kommunikation und die Produktion auf Touren und erzeugt seitdem eine Beschleunigungshetze, die „alles Stehende und Ständige verdampfen“ lässt, wie die alteuropäischen Zeittheoretiker Karl Marx und Friedrich Engels vorhersagten. Andererseits gibt es aber auch mehr Museen als früher. Wie also misst man das Tempo der Gesellschaft, und ist es wirklich nur ein einziges?

Während die empfundene Gegenwart – die Frist, in der den Zeitgenossen ihre Welt als stabil erscheint – in vormodernen Zeiten etwa drei Generationen umspannte, schrumpfte sie in der klassischen Moderne auf die eigene aktive Lebenszeit. Schon die Großeltern hatten das Gefühl, aus einer „anderen Zeit“ zu stammen als die Enkel. Heute haben sich die Verfallszeiten von Kenntnissen und Erfahrungen so verkürzt, dass die Gegenwart auf eine, höchstens zwei Dekaden zusammenschmurt. Wer nicht auf dem Laufenden bleibt, steht bald hilflos vor der jeweils neuesten Generation von Fahrkartenautomaten, Telefonen oder Studiengängen.

Ein zusätzlicher Antreiber ist die Säkularisierung. Wenn man das Leben nicht mehr als Durchgangsstadium auf dem Weg ins bessere Jenseits sieht, sondern als einmalige Chance der Selbstverwirklichung, die nie mehr wiederkehrt, versucht man ein Maximum schneller Ergebnisse in diese Spanne zu packen – das Leben als Speed-Dating-Runde. Der Zwang, sich immer wieder neu und situationskompetibel zu definieren oder gar zu „erfinden“, bringt einen neuen Typus hervor: Er verzichtet auf längerfristige Planung und surft auf dem Wellenkamm der sich gerade bietenden Chancen durchs Leben. Aber ist der Typus wirklich neu? Abenteuer gibt es schon lange.

Wer ihren Weg nicht gehen will, sucht vielleicht Zuflucht in überzeitlichem Sinn. Oder er fällt aus der Zeit in die Stumpfheit der Depression, die in jeder Hinsicht zu einer Zeitkrankheit geworden ist. Was die Verdichtung der Arbeitsabläufe in der Welt der Manager und Büroangestellten anrichtet, trug in Hamburg Nicole Aubert (Paris) vor. Wirkt die Dauer-Dringlichkeit zunächst wie ein Aufputschmittel, so führt sie langfristig zu einer Korrosion der Persönlichkeit, die in Erschöpfungszuständen, stete Stimmungsschwankungen und charakterliche Deformationen mündet.

Die Fokussierung auf das Hier und Jetzt verdrängt nicht nur die religiöse Transzendenz der Lebenszeit. Sie zerstört auch den Glauben daran, dass sich die eigene Existenz in den künftigen Generationen fortsetzt. Die Adoleszenz als Phase des Aufbruchs wird zum altersübergreifenden Dauerzustand, wie die Hamburger Soziologin Vera King ausführte. Anstatt Erfahrungen an die Nachwuchswelt weiterzugeben und ihnen eigene Zeit zu schenken, beneiden die Alten die Jungen um ihren größeren Zeitvorrat und treten als Dauerjünglinge zu ihnen in Konkurrenz.

In der Turbogesellschaft – auch die Zeitdiagnosen beschleunigen sich – wird die Bildung zum Durchlauferzeugnis im Dienste des „Lebenslangen Lernens“. Die latente Aggressivität dieser Ideologie, die nicht zulassen will, dass irgendjemand irgendetwas zu Ende bringt, nahm Andreas Dörpinghaus (Würzburg) aufs Korn. Statt Bildung auf die Vermittlung dauernd wechselnder Funktionen zu reduzieren, sollte sie dazu anleiten, Muster von Reiz und Reaktion zu unterbrechen, Erfahrungen zu sammeln und das eigene Leben im Lichte seiner Endlichkeit zu durchdenken. Die Zukunfts- durch eine Vergangenheitsersetzung ersetzen und das „Lebenslange Sterben“ lernen – unzeitgemäßer kann ein bildungspolitisches Plädoyer heutzutage kaum daherkommen. WOLFGANG KRISCHKE

## Adel war gestern

Panajotis Kondylis und das konservative Denken

Wie sieht die Keimzelle der Rezeption eines Denkers aus, wenn es kaum Vorarbeiten und nur wenige ausgewiesene Kenner des Werkes gibt und es sich zudem noch um einen akademischen Außenseiter, einen Privatgelehrten handelt, der zwischen zwei Welten, Athen und Heidelberg, pendelt? Das erste internationale Symposium, das sich nun, zehn Jahre nach seinem Tod, erstmals mit Panajotis Kondylis beschäftigte, bot in Heidelberg Anschauungsunterricht. „Ich bin auch kein Kondylis-Kenner“, lautete die obligate Eingangsformel der Vortragenden. Pflichtschuldigen wiesen dies darauf hin, dass sie auf Kondylis' Werk nur aufmerksam geworden seien, als sie sich gerade mit einem anderen Thema beschäftigt hätten.

In den Vorträgen dominierte denn auch manchmal eher dieses andere Thema, was nicht unbedingt von Nachteil war. Es nützt der unbefangenen Debatte, dass es noch keine geschlossene Kaste von Kondylis-Interpreten gibt, die auf ihre Deutungshoheit pocht. Die wohlwollende Offenheit und Vorsicht der Argumente entbehrt freilich nicht der Ironie, hatte doch Kondylis selbst die intellektuelle Debatte als ewigen Kampf um die Vorherrschaft betrachtet.

Mit Blick auf die Ideologien hatte er diesen Kampf allerdings seit dem Zusammenbruch des Kommunismus für beendet erklärt. Das gegenwärtige Zeitalter beschrieb Kondylis mit dem Begriff der Massendemokratie. Klasse, Ideologie, Familie haben hier ihre Bindungskraft eingebüßt, sind austauschbar geworden. Dass Kondylis diesen Begriff gleichwohl nicht im abwertenden Sinne verstanden wissen will, sondern allein quantitativ, legte Peter Furth (Berlin) dar. Es sei nicht mehr die Masse im Ausnahmezustand als Auflauf und Resonanzboden linker oder rechter Ideologien, wie sie noch Elias Canetti beschrieb, sondern schlichtweg die Masse derjenigen, die alltäglich allein vor dem Fernseher sitzen, die Ansammlung atomisierter Konsumenten.

Weil das erklärte Ziel der Gleichheit in der Massendemokratie aber nie erreicht wird und faktisch die Eliten herrschen, besteht in einem solchen System die Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit fort. Diese wählte Angelos Chaniotis (Oxford) zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen über das Theatralische in der Politik. Der Inszenierung von Politik, so lautete seine These, komme in der von Kondylis beschriebenen Massendemokratie zentrale Bedeutung zu. Politiker müssten hier mehr als sonst den Eindruck der Authentizität vermitteln, um von der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit abzulenken. Die Bilder von hellenistischen Königen, Sarkozy, Bush und anderen, winkend, mit Kind und Frau, die Chaniotis präsentierte, warfen allerdings die Frage auf, ob man nicht von Fidel Castro ganz ähnliche Fotos hätte hinzufügen können. Inwiefern es so etwas wie eine spezifisch „massendemokratische“ Körpersprache gibt, blieb jedoch unerörtert. THOMAS JANSEN

## Untergang, Übergang, Anfang

Begräbnisordnungen: Eine Münsteraner Tagung über die Logik des Machtverfalls

Was hat Kurt Beck mit einem mittelalterlichen Papst gemeinsam? Kaum etwas, möchte man glauben, dabei wird von beiden in der Phase der Entmachtung verlangt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Was dem usurpatorisch an die Macht gelangten Papst Benedikt im neunten Jahrhundert ermöglicht wurde – er warf sich dem rechtmäßigen Papst Leo VIII. zu Füßen und bat um Verzeihung –, blieb Beck verwehrt. Medial lancierte Indiskretionen verbauten ihm die Gelegenheit, sich so in Szene zu setzen, als habe er aus eigener Souveränität auf seinen Anspruch auf die Kanzlerkandidatur verzichtet. Ihm war es nicht vergönnt, in einem Ritual demonstrativer Freiwilligkeit einen Rest von Würde zu wahren. Die Herrscher des Mittelalters waren in der Inszenierung von Freiwilligkeit subtiler: Während sich der Unterlegene in die Pose zeitweiser Selbstdemütigung begab, stellte der Sieger sich als machtvoller und zugleich barnherziger Herrscher dar.

Gerd Althoffs beherzter Vergleich über die Epochengrenzen hinweg charakterisierte so manche Diskussion im Laufe einer Tagung, die zu Ehren des 65. Geburtstags von Hans-Ulrich Thamer in Münster stattfand. Seit einem Vierteljahrhundert prägt er dort die Geschichtswissenschaft der Moderne. Anlass genug für ein besonderes Geschenk: Armin Owzar (San Diego), Peter Hoeres (Gießen) und Christina Schröer (Münster) gelang es, Weggefährten des Jubilars zu einer Verhandlung über Herrschaftsverlust und Machtverfall zu versammeln. Thamer gerade zum Zeitpunkt seines Übergangs, der ihn vom beruflichen Dasein in den Ruhestand befördern wird, mit einem derartigen Themenfeld zu konfrontieren könnte peinliche Assoziationen wecken, die aber bei ihm, der sich auf Selbstdistanzierung versteht, ins Leere laufen. So hat er gerade an seiner Alma Mater die Leitung der Kommission des Rektorats zur Aufarbeitung der Universitätsgeschichte zur NS-Zeit übernommen. Eine Ausstellung über Hitler und die Deutschen für das Deutsche Historische Museum beschäftigt ihn ebenso wie das Innere des von Daniel Libeskind gestalteten Museums der Bundeswehr in Dresden.

Organisierte Heuchelei

Was ist Macht? Vielleicht ist Macht das, was in der Natur Energie ist, was bedeuten würde, dass sie nicht verlorengeht, sondern allenfalls ihren Aggregatzustand ändern kann. Während die Energie aus dem naturwissenschaftlichen Denken nicht mehr wegzudenken ist, führt in den Geisteswissenschaften der Machtbegriff – gerade auch in seinen degenerativen Formen – ein eher amorphes Dasein. Bis heute sind Dekadenzgeschichten, wie Edward Gibbons „Decline and Fall of the Roman Empire“, Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und Johan Huizingas „Herbst des Mittelalters“ für die Geschichtswissenschaft eher Muster der Abgrenzung als nachahmenswertes Beispiel geblieben.

Bezogen auf Textpassagen zum Niedergang des Heiligen Römischen Reiches, unterzog Ute Daniel (Braunschweig) den Sinn von heute gängigen Überblicksdar-

stellungen in der Geschichtswissenschaft einer Prüfung. Sie diagnostizierte darin voreingenommene Erzählgewohnheiten, etwa wenn immer wieder vom „Durchbruch zur modernen Staatlichkeit“ die Rede ist. Diesem Sog linearer Zwangsläufigkeit müsse sich eine kontingenzbewusste Historiographie entziehen, der es darauf ankomme, die Ratlosigkeit der Zeitgenossen auszuhalten und auch die Verlierer der Geschichte zu Wort kommen zu lassen – eine Gabe, die man auch Hans-Ulrich Wehler in seiner Gesellschaftsgeschichte gewünscht hätte, etwa beim Stichwort DDR.

Während Thamer darauf hinwies, wie schwierig es sei, das Kontingenzpostulat bei der musealen und visuellen Vermittlung der Geschichte einzulösen, vertrat Rudolf Schlögl (Konstanz) die Auffassung, dass die dem Textmedium eigene Linearität dem Historiker bestimmte Verfahren, wie die Einführung von Protagonisten, die Einpfanzung von Kausalitäten, automatisch aufzwingen. Nur so könne der Zeit Sinn abgetrotzt werden.

Barbara Stollberg-Rilinger (Münster) setzte in ihrem Beitrag zum bizarreren Phänomen des Immerwährenden Reichtages in Regensburg einen Akzent gegen vorschnelle Vereindeutigungstendenzen. Nils Brunsson „Organization of Hypocrisy“ (1989) aufgreifend, brachte sie die griffige Formel einer „organisierten Heuchelei“ in die Debatte, die sich im Plenum rasch zu einem geflügelten Wort entwickelte, bestimmt deswegen, weil ihr eine analytische Kraft innewohnt, die sich nicht nur in einer Epoche erschöpft. Im Ständeorgan von Regensburg offenbaren penibel ausgelegene Zeremonialkonflikte eine ambivalente politische Logik. Der in seinen Kompetenzen immer mehr beschränkte Reichstag war entweder korporative Einheit unter dem Kaiser oder Freiheitsmedium der einzelnen Glieder. Wie in einem Vexierbild konnte in diesem Ständeorgan jedes das herauslesen, was er in ihm zu sehen wünschte. Dass der lang andauernde Prozess des Machtzerfalls, der nur durch Mechanismen der Heuchelei aufrechterhalten werden konnte, durchaus machtstabilisierende Wirkungen zeigte, sei nur am Rande vermerkt.

Jan Philipp Reemtsma (Hamburg), der kurzfristig absagen musste, war dennoch in seinen mitunter poetisch anmutenden Wortkaskaden lebendig durch die Stimme des Intendanten des Wolfgang-Borchart-Theaters. Dessen Manuskript rezitierend, führte Meinhard Zanger ins Zeitalter der Hexenverfolgungen im nordfranzösischen Arras, in ein Gemenge unerhörter religiöser Beschuldigungen, die jeden Beteiligten treffen und somit sein Todesurteil bedeuten konnte. Am Beispiel von Ludwig Tiecks Novelle „Hexensabbat“ machte Reemtsma das bei Machtverfallprozessen besonders zentrale, aber meist abstrakt vermittelte sozialpsychologische Phänomen kognitiver Dissonanz anschaulich.

„Le roi est mort, vive le roi.“ Das Königtum ist unsterblich, wenn auch der physische Körper verwest. Dass nach Revolution und Napoleon Funeralpraktiken evidenten die königliche Herrschaft legitimierten als die Krönung, war Thema von

Gudrun Gersmann. In einer Fallstudie stellte die Direktorin des Deutschen Historischen Instituts in Paris die missliche Situation von Ludwig XVIII. vor Augen: Er verfügte nicht über unmittelbare, regelkonform bestatteten Vorgänger. Ludwig XVII. war als Zehnjähriger im Jahre 1795 irgendwo verscharrt worden. Bei Ludwig XVI. und Marie Antoinette wusste man zwar, dass sie im Friedhof der Sainte Madeleine ruhten, aber ohne den präzisen Ort angeben zu können. In einer Farce dekorierte Ludwig XVIII. willkürlich bestimmte Überreste aus dieser Ruhestätte zu den authentischen und überführte sie in einem feierlichen Akt am 21. Januar 1815 – genau 22 Jahre nach Hinrichtung seines Bruders – in die ehemalige Klosterkirche von Saint-Denis, deren von Vandalismus geprägte revolutionäre Vergangenheit dadurch wenigstens zum Teil gekittet werden konnte.

Bankrott ohne Bank

Nicht nur dort, sondern im gesamten neunzehnten Jahrhundert fällt auf, dass erfolgreiche Revolutionen stets mit der Bereitschaft zur Gewalt einhergingen. Der Krieg diente aus der Sicht der Revolutionäre als Fortschrittsvehikel, eine Vorstellung, die uns heute fremd sei, so Dieter Langewiesche (Tübingen). Weitgehend friedlich ging hingegen der revolutionäre Umbruch von 1989 über die Bühne. Martin Sabrow, Direktor des Zeithistorischen Zentrums in Potsdam, machte die begrifflichen Nöte bewusst, den Umbruch von 1989 treffend zu bezeichnen. So verschwommen die Schlagworte von „Wende“ und „Revolution“ das ausdrücken, was damals in der DDR tatsächlich geschah, so sehr bleiben die Zeithistoriker in ihrer alltäglichen Arbeit auf diese Schlüsselwörter angewiesen, allein weil die Zeitzeugen aus diesen Termini Identität schöpfen. Sabrow stellte die These auf, dass gerade die Rede von der Revolution durch die oppositionellen Kräfte auch als Reflex einer fortschrittsgläubigen Herrschaftspropaganda gedeutet werden kann, die gleich Marx gebetsmühlenhaft die Revolution als Lokomotive der Weltgeschichte postulierte.

Dabei wäre es der Sache angemessener, von Erosion oder Implosion, von Staatsbankrott oder Machtzerfall alter Eliten zu sprechen. Armin Owzars Forderung – in Anlehnung an den Revolutionsbegriff etwa von Karl Griewank – nach einem Modell zu suchen, das die einzelnen Sequenzen im Verlauf des Herrschaftsverlusts herauspräpariert, könnte den Weg weisen, bisher unbeachtete Schnittmengen zwischen Machtverfall und Revolution deutlich zu machen.

In Münster trat die Geschichtswissenschaft als Einheit eines weit gespannten Spektrums auf. In manchem Moment blitzte die Leistungsfähigkeit einer Geschichtswissenschaft auf, die zwischen den Epochen zu argumentieren versteht. Die Tatsache, dass die Referenten und Diskutanten einen derartigen Zugang geradezu als befreiend empfanden, zeigt aber auch, wie gemächlich sich in den letzten Jahren weite Teile der Geschichtswissenschaft in selbstgenügsamen zeitlichen Nischen eingerichet haben, ohne allzu weit nach vorne oder zurück zu schauen. STEFAN LAUBE